Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: - (1931)
Heft: 8

Artikel: Erinnerung an zwei jungverstorbene Freunde
Autor: Burckhardt, Carl J.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-853399

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 05.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Erinnerung an zwei jungverstorbene Freunde

von Carl J. Burckhardt

I.

Franz Wambolt von Umstadt

Franz Wambolt von Umstadt war ein Deutscher unserer Tage, der durch das Sein groß war und nicht durch das Tun. Einer Zeit, die alles vom Wirken und der Wirkung abliest und das Wirkliche darüber vergißt, ist er schwer zu schildern. Was soll er ihr, – er war kein Wissensdurstiger, kein Kärrner irgendeines treuen Dienstes, kein Händler, kein Sammler und kein Verkünder, er beruhte völlig auf sich selbst. Er war weder angezogen von irgendeinem Ziel, noch abgestoßen von irgendeinem Ursprung, er war bereit, und wenn die Probe kam, so bewährte er sich.

Wie ich ihn zum ersten Male sah, im Jahre 1919 in einer Wiener Finanzgesellschaft, da wirkte er wie ein Schwert unter lauter Tafelsilber, ein Schwert wo es nicht hingehört.

Er kam damals aus dem Feld, sollte sich einen Beruf begründen und stand nun, furchtlos wie er war, völlig unerschüttert und mit Heiterkeit, aber gänzlich fremd in der feilschenden Roheit, der unablässig sich wandelnden trostlosen Zweideutigkeit der damaligen Existenz. Er war der völlig unprotheische Mensch; er mußte, wenn es darauf ankam, selbst zerschellen, oder die Umstände mußten an ihm in Trümmer gehn. Er hatte vier Jahre Westfront bestanden, er fühlte sich jeder Gefahr gewachsen, aber die Nachkriegszeit war unendlich viel gefährlicher für ihn, als er ahnen konnte. Ihm galt die Wirklichkeit nach ihrem vollen Preis, er war ihr gegenüber phantasielos, er zog keine Summe aus den Ereignissen, er relativierte nicht; Treue somit war seine Grundeigenschaft; dort wo die andern mit Vergleichen und Vorstellungen um die Ecken zu spiegeln vermögen, da beharrte er. An seiner völligen Festigkeit und Reinheit lag es, daß ihm auch jener Weg zur geistigen Freiheit und Überlegenheit ungangbar blieb, der über das Paradoxale führt. Nein, er ging immer geradeaus im gleichen Schritt, als hätte er Fels unter den Füßen, er wollte es nicht wahr haben, daß der Boden sumpfig geworden sei.

Seine Reife hatte er im Unbedingten der täglichen Aufgabe des Krieges gewonnen. Was läßt sich sagen von diesen seinen vier Lebensjahren draußen? – Wenig genug, ein einziges Mal nur hörte ich ihn berichten. Es ist mir noch gegenwärtig, als sei es gestern gewesen. Wir hatten das grippeverseuchte Wien verlassen, in einer kalten Winternacht im Gebirg saßen wir in einem Bauerngasthof, es war da ein Eichentisch von der Art wie dieser Riese sie brauchte, eine schwere Tischplatte, um die Arme drauf zu legen, Gabel, Messer und Glas weit wegzuschieben, um Raum zu haben. Damals erzählte er.

Zu Beginn des Feldzuges, bevor die Front zu stehen kam, führte er eine Patrouille, er war Münsterkürassier. Mit zwölf Mann ritt er bis zu einem Fluß, er versteckte die Pferde und drei Leute im Uferholz, ging dann mit den andern neun Mann durch das Schilf vorsichtig im Wasser bis zu einer Brücke. Dort wartete er in guter Deckung. Er hatte den strengen Befehl erteilt, auf keinen Fall zu schießen. Sie lagen keine zehn Minuten, als ein englisches Regiment mit seinem Stab über die Brücke zu marschieren begann. Nun war unter Wambolts Leuten ein rabiater Kerl, halb insubordinierter Revolutionär, halb begeisterter Soldat, der riß plötzlich den Karabiner hoch und schoß in die gedrängten Engländer mitten hinein. Das sei gewesen wie wenn ein Stein in einen Wespenschwarm fliege, eine höllische Schießerei habe angehoben, Wambolt sei aufgesprungen und sei mit den hohen Kürassierstiefeln im Wasser zu den Pferden zurückgelaufen, was die Lungen gaben. Die berittenen Engländer hintendrein, wegen des Gedränges auf der Brücke aber seien sie nicht gleich vorgekommen. Wie nun Wambolt mit der Hälfte seiner Leute bei den Pferden ankam, hatten die drei Pferdewärter wie im Manöver reglementsmäßig aufgegurtet, beim Aufsitzen drehten die Sättel und hingen den Pferden am Bauch. Wambolt gurtete ruhig nach, sprang auf und mit drei Mann, die rasch beritten waren, ging es nun ventre à terre die Uferstraße entlang. Bald holte der englische Beritt auf und plötzlich bekamen sie von vorne französisches Feuer. Die Kürassierpferde erhielten Treffer, ein Mann fiel. Links war der Fluß, rechts steiles Rebgelände; es blieb Wambolt nichts anderes übrig, er warf sein Paderborner Schulpferd rechts eine schmale Steintreppe hinauf, der Ritt gelang, droben empfing ihn deutsches Feuer, im letzten Augenblick ward er erkannt und er kam mit der Meldung durch. – Nun, Husarenstücke und ihr Glanz enthalten nichts von seinem Wesentlichen.

Sein Maß nach der finstern Seite hin, die er aber immer zu meistern

wußte, gibt die andere Begebenheit: auch im Kriegsbeginn, während einer Schlacht mußte er mit einer kleinen Patrouille einen Brigadegeneral suchen gehn, der irrsinnig geworden war. Er kam in Deckung vor, plötzlich auf freiem Feld, mitten im Feuer, sah er den General mit langen Zügeln heranreiten, gestikulieren und schreien. Wie Wambolt aus der Deckung aufspringen wollte, dem General entgegen, da wurde dieser, wurden Pferd und Mann und der Acker, auf dem sie ritten, vom Einschlag einer großen Granate zerrissen, weggetilgt. In Wambolts letzten Lebenszeiten hat dieser Augenblick, das Wegfegen des Wahnsinnigen, das ungeheure Weitergehn der Schlacht vor den öden Halbheiten, den schmählichen Brechungen des zivilen Lebens ihm bisweilen wie das bitter versöhnende Walten wahrer Kräfte geschienen. Solchen Entscheiden war er gewachsen, in ihnen spürte er seinen Gott, solcherart gespannt war seine männliche, auf das Ganze gerichtete Natur, daß sie Katastrophe und Gewitter als Lösung jedem Markten vorzog. Aufgesucht aber hätte er sie nie, hier war seine Frömmigkeit die Schranke.

Den beständigen leisen Verrat, durch den die menschlichen Beziehungen sich fortbewegen, wenn sie nicht mehr unter eine einzige und höchste Bedingung gestellt sind, das Fassen und wieder Lösen, das Beteuern und Verleumden, das Scheinen und Sichducken ertrug er nicht. Ja hier war dieser Tapfere beinah feig: so sehr fürchtete er die Enttäuschung, den Verrat, daß er nur aus einem sehr keuschen und scheuen Dankbarkeitsgefühl heraus einem Menschen, den er für gut hielt, sich konnte nahe verbunden fühlen. Nein, es war unheimlich wie er zu Leuten hielt, von denen er im voraus mit Bestimmtheit wußte, daß er nicht auf sie zählen könne, wo somit die ganze Verantwortung allein seiner eigenen Kraft und seinem eigenen Willen zufiel. Er wußte um diese Seltsamkeit wie um ein geheimes Leiden, aber er konnte nicht hinaus, sein Bewußtsein war hier nur das Augenlicht, um seine eigene Qual zu betrachten. Um ihn drängte sich immer eine Menge Gesindel, das sich um seine Gunst bekämpfte. Von einem dieser Kumpane sagte ich ihm einmal, er sei ein Lump. Ja, antwortete Wambolt mit Erstaunen, das weiß ich, aber wenn ich nicht mehr hinter ihm stehe und ihn halte, dann ist er es erst recht. Daß er unter Menschen immer hilfreich war, das kam daher, daß er stets den letzten Schein des Guten wie mit der hohlen Hand vor dem Verlöschen zu schützen suchte. Nichts verabscheute er dabei mehr als den eiteln, von falscher Güte triefenden Retter, der sich in Schicksale überlegen mischt, Aktien

auf die Besserung zeichnet und vor der Baisse tadelnd aussteigt. Wenn er einem Mörder geholfen hätte, so wäre er nicht dann sein Freund gewesen, wenn der Mörder dem Verein christlicher Jünglinge beigetreten wäre, sondern dann, wenn des Mörders Klinge zum andern Male traf.

Hilfreich war er bis auf den Grund. Irgendwo in einem Schubfach hatte er eine Rettungsmedaille, ich erfuhr zufällig davon, er erwähnte es nie, auch nicht beiläufig in der Art des Bismarckschen: « Ich habe die Gewohnheit, bisweilen einem Menschen das Leben zu retten. » Die Rettungsmedaille erhielt er bei folgendem Vorfall: ein vierspänniges schwer geladenes Bierfuhrwerk war im Gefälle einer steilen gepflasterten Gasse durchgebrannt und donnerte in voller Karriere als zermalmende Last auf einen kesselförmigen tiefgelegenen Marktplatz zu, der angefüllt war mit sich drängenden Frauen und Kindern. Alles stand erstarrt, Wambolt allein warf sich dem vordern Handpferd in die Zügel, und geschleift und getreten in der Trense mit seinen Riesenkräften hängend, brachte er das tobende Gespann zum stehen.

Zum augenblicklichen Eingreifen war er stets bereit. Einmal in der Nähe von Laxenburg kamen wir an einem Sonntagnachmittag im Spätherbst an einer Schafhürde vorüber, aus einem Dorf war uns ein großer verwilderter Hund, ein Bastard, halb dänische Dogge, halb Schäfer, nachgelaufen; Hunde liefen ihm immer nach, Tiere überhaupt drängten sich zu ihm. Nun bei der Hürde: der Hund plötzlich hinüber und dem ersten besten Schafbock an die Kehle, Wambolt ebenso rasch mit einer Flanke hinterdrein, mit der linken Hand riß er den Hund an der Nackenhaut weg und hielt ihn hoch wie einen Fuchsbalg, mit der Rechten strich er dem verdutzten Schafbock über den Schädel, dann warf er den Hund in weitem Bogen über die Hürde auf den Weg zurück, lachte auf mit dem ihm eigenen fast lautlosen Lachen, sprang selbst zurück, schleuderte dem Hund noch einen Stein nach, daß es pfiff, und meinte: « Eigentlich ist mir der Hund lieber als der blöde Schafbock. » Für den Schafbock aber hätte er sich auch den ganzen Arm zerbeißen lassen.

Wenn er helfen wollte, so gab es keinen Widerspruch. In der Etappe lebte eine Witwe mit zwei Kindern in schwerer Not, Wambolt kam im Urlaub ins Hinterland, er traf eine schöne Frau, die eine schwere Perlenkette trug, er sagte: «Wollen Sie mir Ihre Kette geben für einen Menschen in der Not? » Sie zog die Kette wortlos vom Hals und gab sie – der Wille zu dieser Gebärde aber war von ihm.

Wenn ich mit einem Worte versuchen will, die Ursprünge zusammenzunehmen, aus denen dieses Mächtige, Unwidersprechliche seiner Natur hervorging, so würde ich sagen: aus dem Vertrauen. Er hat wenig mit Worten sich zu schaffen gemacht, aber dieses eine, das Wort « Vertrauen » – fast schon ein scheu angewandtes Kunstwort in seinem Munde, das hörte ich ihn einmal aussprechen in einem Zusammenhang, wo es mir unvergeßlich wurde. Wir saßen an einem Wintersonntag an der ungarischen Grenze, am Hügelrand, auf den Steinen eines verfallenen Römerturms, und unten trieb die Donau ihr Eis durch viel entzweite Länder hindurch. Kormorane, ganze Scharen streiften über dem Wasser, setzten sich auf die größten Eisstücke, die sich krachend, gewaltig und blitzend den Weg durch die kleinern Schollen bahnten. Die schreienden Vögel, von Ufer zu Ufer jagend, die niedrigen, dürftig gebauten Häuser unten am Fuße des Hügels, die Weite drüben, wo schon Asien beginnen will, die drei auseinandergerissenen Länder, die hier zusammentreffen, all dies rührte im Zeichen des verfallenen Turmes, des Zeugen römischer Einheit, unheimlich an.

Und da war es denn, daß Wambolt so vor sich hinsprach, so heiter mürrisch, wie es seine Art war, « es könnte mehr Vertrauen in der Welt sein ». Vielleicht ist immer noch viel zu viel Vertrauen in der Welt vorhanden, und der Ausspruch ist bestimmt nicht mehr wert als jeder beliebige Stoßseufzer, acht Worte irgendwie aneinandergereiht, während man an einem Stock schnitzt und mit dem Messer auf ein Astloch kommt, aber so ist es: jedes Wort hat einmal seinen Augenblick, wo es einem völlig zu Herzen geht, und vor jenem geborstenen Römerturm in einer entzweiten Welt fiel mir genau dieses Wort bis auf den Grund des Bewußtseins, und es wurde im Sinken immer schwerer, bis es mir mit einem die ganze Welt aufzuwiegen schien. Alles bleibt mir deutlich von jenem Nachmittag, alles bekam eine völlig andere Tiefe, der Weg hinunter in der Dämmerung, in die kleine Stadt Hainburg, und dann jene Tafel, an einem Haus im Laternenschein, die Inschrift: Hier wohnte Joseph Haydn. Was anderes als solche Frömmigkeit, wie sie in Haydn noch aufs klarste lebt, was anderes als solche Frömmigkeit vereint mit römischem Willen, römischem Weltsinn, hatte das Reich geschaffen, von dem der geborstene Turm kündete, der nun wieder einsam eine seiner unzählbaren Winternächte durch das Jahrtausend zu bestehen hatte. Und Deutschland? Wo war das Vertrauen, das den Willen zur Ahnung, die Kraft zur Milde, die

Sicherheit ordnender Melodie zur Fülle des Tuns zu bringen vermag, wo das Wunder, daß Deutschland aus widersprechendem Gemenge jene klare Verbindung werde, wie sie in seltenen großen deutschen Menschen sich verwirklicht hat?

Für alle, die Franz Wambolt kannten, ist in seinem Wesen die unbewußte Bindung reicher deutscher Art aus ungebrochenem Vertrauen vorgezeichnet, und was immer als sicheres Zeichen erschien für den wunderbar geordneten Reichtum seines Innern, das war sein zartes und völlig unbestechliches Empfinden für Recht und Unrecht. Wenn viele seiner Altersgenossen, die wie er den Krieg überstanden haben und dann vom Nachkrieg erdrosselt wurden, nun Schranken und Maße zertrümmerten, den zivilen Moralismus mit Abscheu der bürgerlichen Sucht nach Schleichwegen, fleißiger Geduld und feiger Sicherheit zuwiesen, so war in ihm ein solcher Begriff wie Moralismus gar nicht denkbar, es brauchte keine Dialektik des Gewissens, kein Dialog über sittliche Grenzen war möglich mit ihm, es gab da jeweils nur eine Antwort, ein ganz besonderes, ein erstauntes Lächeln seines kraftvollen Gesichtes, das hieß: warum frägst du, was du weißt? Nichts war in ihm von dieser seit dem mißverstandenen Erlebnis des friedericianischen Preußen geltenden Romantik eines finstern Heldentums an sich, und trotz aller Spannung, trotz dem Überdruß vor den schmählichen Zügen der Zeit, nichts von dem hybriden Hochmut, der für das eigene Werden alles Recht über jede Grenze fordert und das Gewordene ingrimmig hinopfert; nein, er war durch Worte unverführbar und vertrat einfach durch sein Dasein in stolzer Sicherheit und unbeirrbar bis zum Brechen das Eigene, er war zu ebenbürtig und zu sicher, um jemals durch Zertrümmerung des Fremden sich schadlos zu halten.

Nur in der Liebe konnte er sich verlieren; nur hier war er fähig, sich selbst auszuliefern. Hier konnte das Vertrauen bis zum Schwersten führen. Gewöhnung an das Dasein einer wunderbaren Mutter, die er im Leben am höchsten stellte, ließ ihn in der Liebe nicht suchen oder zögernd wählen, nein, aus tiefem Zutrauen wirkte sein männlicher, schöpferischer Trieb, sich aus Irgendeiner das Wesen zu schaffen, das er gläubig im Sinn trug. Solcherart gewählte Frauen, alle außer einer unter Zehntausenden, versagen. Und jedesmal wieder erstaunte er bis auf den Grund, aber stets trug er es dennoch wieder und er bestand die Probe, weil er mit sich selbst im Reinen war.

Er starb an einem Unfall. Im Hof der Fabrik, in der er tätig war,

wollte ein alter Arbeiter ein Lastautomobil abladen. « Lassen Sie das », sagte ihm Wambolt, wie er den Alten bemüht sah, auf den Wagen zu klettern; er nahm selbst turnerisch und rasch, nach Bewegung begierig, einen Anlauf, sprang auf den hochgeklappten Rand des Lastwagens, der Rand war nicht festgesteckt, er klappte herunter, so daß Wambolt wie von einer Schleuder geworfen nach rückwärts stürzte; mit schweren innern Verletzungen lebte er noch wenige Tage und starb dann seinen männlichen und gefaßten Tod in seinem vierunddreißigsten Altersjahr.

Jungverstorbene Freunde, wenn sie uns wiedererscheinen, brechen mit Ungestüm durch die Mauer, die uns vom Vergangenen trennt, durch die Bresche gewahren wir dann ihre ganze Welt, die um sie herum ist wie ein Reich, in welchem nur sie gebieten, rasch schließt die Mauer sich wieder, grelles Licht liegt auf ihr, und was wieder gilt ist Gegenwart.

Hinter Franz Wambolt, im Widerschein seines heitern und kühnen Wesens, breitet sich die deutsche Landschaft, windstille Wälder, unabsehbar atmende Kronen, und über dem Ganzen liegt eine Weihe, wie sie einem nur noch in seltenen menschlichen Gesichtern bisweilen auf Augenblicke entgegentritt, wie sie mir wohl nie stärker erschien als in Ravenna in dem steinernen Bildnis des auf der Höhe seiner jungen Tage erschlagenen Ritters Guildarello Guildarelli, der nach Antlitz und Haltung ein Bruder unseres Freundes hätte sein können. In seinen Zügen, vom Tod besiegelt und bewahrt, steht das Geheimnis von der edeln Milde und der stolzen Kraft, die es vermochten, eins zu werden, um das Dasein ritterlich zu bestehen.

II.

Marcel de Weck

Heimkehr ist immer schwerer als Aufbruch. Die Erinnerung verspricht zu viel, und was einst weiträumig erschien, ist jetzt eng geworden. Man hält Ausschau in der Runde. Die Landschaft, wo sie noch sich selbst gehört und nicht als Schaustück dargeboten wird, bleibt immer eine Heimat, aber sie hört für uns Schweizer jenseits des Rheins oder am untern Lauf der Rhone nicht auf, es zu sein. Wo aber unsere Mauern und Dächer beginnen, da kommt die Beklommenheit. Draußen in der Welt war man Zeuge mächtigen Wandels, ungeheurer Zerstörung,

großer Wanderung ganzer Völker, plötzlichen Aufblühens und jähen Absterbens. Zu Hause stellt sich nun das Gewohnte wieder ein, man soll wiedererkennen und beloben. Wieder wie vor Jahren steht man in einer dieser besonnten steilen Gassen, in einer dieser kleinen Städte über dem Genfersee. Grauer, kühler Sandstein an ebenmäßigen Fassaden, ein wenig behäbig ist das alles, ein wenig herrisch im alten Herrschaftsgebiet der Stadt und Republik Bern, und dabei ist man ja Savoyen nicht fern, und auf diesen grausilbernen Häuserfronten, auf denen das abendliche Licht des Junitages spinnt, liegt vieles von dem durch Frankreich zart gebändigten Wesen Italiens. Aber wie soll man zu diesem Gewebe zurückfinden, zu immer gleichen Figuren, die es schläfrig beleben: taubenfütternde Muhmen über die roten Kissen der Fenstergesimse gebeugt. Das Kleine verdrießt gar bald, wenn es auch lieblich ist.

Mein Begleiter an jenem Tage der Heimkehr ist der junge Freiburger Historiker Marcel de Weck. Er wirbt fast ein wenig um meinen Anteil an all dem Hübschen, an diesen zierlichen Dingen, geschwungenen schmiedeisernen Gittern, hinter denen der weiße Oleander blüht, und ein Brunnen ist da, völlig umwuchert von Rosen, die Brunnenfigur mit ovalen Schultern und dem geneigten, leichten Haupt der Nymphen des achtzehnten Jahrhunderts, sie senkt die Schale, aus welcher der klare Guß des Quellwassers strömt. Ist das nicht alles ein zärtliches Zusammenklingen, ein feines, wohlgeübtes Musizieren. Wir setzen uns auf breite ausgetretene Stufen, die vom grünen Wachstum gesprengt sind, und durch welche der Garten in die Gasse mündet. Aber ich finde zu all dem keinerlei Zugang, ein anderes, übermächtiges Bild, eine nahe Erinnerung läßt mich nicht los in diesem Rauschen und schattigen Duften der blühenden Sträucher, in denen die Vögel zur Ruhe gehen.

Ich sehe wieder vor mir einen braunfließenden, trägen Fluß Kleinasiens, die Wasserbüffel treiben, die Erde brennt, und da liegt ein Feldlazarett, zwei aus Lehm errichtete Baracken, in denen achtzig Malariakranke, Schwerkranke, erdfarben in der siedenden Luft ausgestreckt auf ihren Schragen in Reih und Glied ihr Leiden trugen. Die einen voll von Angst und bettelnd, einige stumpf, wenige ergeben und viele im Fieber redend. Meilenweit von ihrer Heimat, denn es sind alles Griechen, fern vom Meere, wie die Soldaten der Anabasis, wie diese eine ewige, wundervoll gegliederte Sprache sprechend, da ihr Fieber ihnen Bilder und den Klang vertrauter Stimmen heran-

spült aus der Heimat. Unter den Schwerkranken jenes Abends lag auch ein Student, der in Deutschland und Frankreich studiert hatte. Ich saß lange an seinem Bett, und er bat mich, einen Brief von ihm in seine Heimat mitzunehmen; wie ich den Brief aber von ihm verlangte, begann er zu schluchzen. Ich versuchte nun, ihn zu trösten und frug ihn, an wen er geschrieben habe. Da antwortete er ganz leise: « Was soll ich ihr schreiben, sie ist nun eines andern Frau. » Es wurde spät, man mahnte zum Aufbruch, der Student hatte sich müde zurückgelehnt. « Ich muß gehen, geben Sie mir den Brief », bat ich ihn. Da sagte er: « Der Brief ist auch nicht an meine Eltern, denn sie sind tot, und Geschwister habe ich keine »; und wie der Fiebernde dies sagte, da begriff ich, daß er sich auch keines Freundes erinnere, daß er mir zwar einen Brief mitgeben wollte, und daß alle Sehnsucht seines in harten Stößen arbeitenden Herzens ihn trieb, einen solchen Brief zu schreiben, daß er aber niemand fand, der ihn mit Freude oder Anteil empfangen würde, und daß er auch keinen geschrieben hatte. Wie ich hinaustrat vor die Baracke, wo die vielen Sterbenden der heißen und schrecklichen Nacht entgegenwarten mußten, gewahrte ich Kinder, die im tiefen Staub des Weges schreiend spielten, und wie ich näher kam, sah ich, daß sie einen kleinen Hund steinigten, der noch wimmerte, während ihm ein dünner Blutfaden aus dem Maul über die gebrochenen Vorderpfoten floß. Damals fiel mir wie eine Rettung beim Weiterfahren, beim lärmenden Klang des Lastwagenmotors Heimat und Ordnung ein und der Erzieher und Freund, der uns einst diese Ordnung gelehrt hatte. Jetzt aber im Schatten und Schutz dieser Ordnung in all diesem gehegten Fließen und Dämmern ward diese planvolle Sicherheit schier unerträglich. « Ich wünschte », sagte ich zu meinem Begleiter, « daß Sie das weite Meer so erfahren hätten wie ich, die großen Meerschiffe und ihre freien Wege, einzig das Meer befreit völlig die Brust, wenn man seine Stimme in der Nacht vernommen hat, so erstickt man in dieser Enge. »

Wir waren im Reden aufgestanden und weiter an den erwärmten Häusern entlang die Gasse hinaufgestiegen und auf einen kleinen Platz gelangt, wo der Torbogen sich öffnet, durch welchen die kühn geschwungene Rampe über verschachtelte Dächer traulich geduckter Bürgerhäuser zum Schlosse hinanführt. Eine Rampe für Roß und Reiter, steil abdrehend unter den zweiten Torbogen, hinein und hinauf auf die Schloßterrasse, so daß ein Sechserzug, der hinauffuhr, funkensprühend lärmen und mächtig widerhallen mußte. Die rasselnde,

kettenklirrende Parade der Karossen noch im Ohr, stehn wir auf der weiten Plattform im letzten Abendschein, und gleich darauf, aufs seltsamste überrascht, als träten wir in ein Geisterreich, gelangen wir in den innern Schloßhof, und hier geschieht etwas wie Verzauberung, das völlig Unerwartete geschieht: zuerst redet man sich beruhigend zu, was wäre denn, man befindet sich in einem länglichen, schon dämmernden Hof, vom Gemäuer hoch und rings umschlossen, der jetzt schon kalte, gelöschte Himmel mit fliegenden, rasch nach Süden ziehenden Wolken ist sichtbar, aber wie ungewohnt sind diese Mauern, die Längswände in langausholendem Bogen laufen elliptisch zusammen, die Rückwand ist ausgebuchtet wie – nun ja – wie der Bug einer altertümlichen Karavelle, das Ganze ist verziert mit Säulengängen und Strebewerk, und ohne Zweifel, das ist Schiffsbaukunst in Stein ausgeführt, Zug um Zug eines der großen Schlachtschiffe Ludwigs XIV., eines jener schwimmenden Wunder, wie sie die ersten Künstler des Zeitalters damals schmückten, das Deck, die Maste und ihre Takelung, alles ist weg, irgendein zaubermächtiger Prospero hat sie weggehoben, und wir stehen auf dem Schiffsboden unten in den Laderäumen, wir stehn in diesem verschollenen, gewaltigen Kriegsschiff, es treibt mit uns und treibt mit unheimlicher Schnelligkeit, man sieht es am Flug der Wolken, die oben vorüberziehn, und noch schneller scheint die Fahrt jetzt, da der Himmel sich verdunkelt und die Sternbilder aufgehn, und wir fahren – wer weiß wohin – zum Untergang oder zu rettenden Ufern.

Der Hof des Schlosses Aubonne, in dem wir stehn, wurde erbaut vom Sohne des großen Admirals Duquesne, der mit seinem Vater die glänzendsten Schlachten der französischen Seegeltung mitgefochten hatte, den größten französischen Seesieg aller Zeiten über die von Ruyter kommandierten spanisch-holländischen Flotten bei Messina, er hatte die Züchtigung der Barbareskenstaaten miterlebt, die Niederwerfung Genuas. Auf diese Leistungen hin war dann die königliche Ungnade gefolgt; der alte Duquesne hielt an seinem hugenottischen Glauben fest, er hatte die Folgen zu tragen, und bald erfolgte dann die Aufhebung des Ediktes von Nantes, die Vertreibung der Protestanten aus dem Königreich. Der Sohn Duquesnes hatte sich Schloß und Baronie von Aubonne gekauft und hatte zur Erinnerung an seine Fahrten und Kämpfe in der Nordsee, dem Atlantischen Ozean und dem Mittelmeer nun hier über dem großen friedlichen Süßwasserbecken des Genfersees diesen geschmückten Hof erstellen lassen,

als steinernes Denkmal der siegreichen Prunkschiffe, die unter dem Lilienbanner des großen Königs gekämpft hatten.

Noch einen andern Besitzer hat das Schloß im Lauf seiner Geschichte gehabt, jenen Jean Chardin, den Sohn eines Goldarbeiters, der mit einundzwanzig Jahren nach Ostindien fuhr, um dort Diamanten einzutauschen. Er gelangte nach Ispahan, wo er vom Schah zum ersten Hofjuwelier ernannt wurde. Zweimal besuchte er die Ruinen von Persepolis. Mit reichen Sammlungen für Erd- und Altertumskunde kehrte er nach Frankreich zurück. Er traf mitten in die religiösen Verfolgungen, sofort drehte er der Heimat wieder den Rücken zu und fuhr nochmals nach Asien. Viel später dann, in der Zurückgezogenheit von Aubonne hat er jenes wundervolle Buch geschrieben *Voyage de Monsieur Chardin en Perse*, das wie kein anderes uns die persische Welt des XVII. Jahrhunderts in der einzigartigen Spiegelung zeigt, die das Auge des auf festen Grund zurückgekehrten, Gold und Geschmeide liebenden Untertanen des großen Königs ihr verleiht. Aus diesem Buch schöpften Montesquieus *Lettres Persanes*, die dann die Welt eben dieses Königs aus den Angeln heben sollten.

Marcel de Weck hat mir bei jenem Suchen nach einer verlorenen Heimat unvergeßlich das aus Stein gebaute, auf den Fels gegründete Schiff gezeigt, das schon so reiche Fracht durch die Jahrhunderte geführt hatte und von solcher Weltweite berichtete.

In der Art, wie er diesen abendlichen Weg einschlug, wie er Namen und Zeiten aufrief, war der ganze Mensch enthalten. Wenn es Rutengänger gibt, die die Adern der Erde aufspüren, Propheten und Hellseher, zu denen die Zukunft sich herandrängt, ehe sie reif ist, so gibt es auch solche, die ein nicht minder rätselhaftes Organ für die Vergangenheit besitzen, und zu diesen letztern gehörte der junge Freiburger. Diese Eigenschaft, die die seine war, wirklich das Vergangene aufrufen zu können, findet man bei Historikern so überaus selten, es ist ja klar, der ganze Apparat, die Methode, denen der Mann vom Fach vertraut, können nur dort als Hilfsorgan sich ausbilden, wo von Haus aus ein rationales Mißtrauen herrscht, und eine Atrophie dessen vorliegt, was einem Geiste wie de Weck mit schlafwandlerischer Sicherheit zufällt. Es ist nichts getan damit, daß man hier undeutliche Begriffe wie Intuition oder künstlerisches Ahnungsvermögen setzt, es handelt sich um etwas viel Greifbareres als diese schattenhaften Begriffe, es handelt sich um ein Gedächtnis durch die Jahrhunderte hindurch, ein Erinnerungsvermögen, das als Bericht des Beteiligten auszusagen

imstande ist. Die Geschichtsschreibung gibt fast immer nur übertragene Bilder des nachträglich durch die Methode in Erfahrung gebrachten, sie folgt den Urteilsmoden des Zeitalters, in dem sie entsteht, und sie wird dadurch selbst wieder zu einem historischen Gegenstand, der über nichts anderes als über den Augenblick seines Entstehens völlig Wesentliches auszusagen hat. Jene seltenen Begabungen aber, die, wie es bei de Weck der Fall war, eine wahre Hellsicht des Vergangenen besitzen, sie können sich schriftstellerisch nur durch den Kompromiß äußern, denn sonst haben sie immer das Kassandraschicksal zu gewärtigen. Beweise besitzen sie keine, und sobald sie nach den Beweisen stöbern, laufen sie Gefahr, die Kraftlinien ihres Zaubers zu unterbrechen.

Weck mit der uralten lateinischen und katholischen Schulung seines Geistes besaß genügend scharfe Weltkenntnis, Wirklichkeitssinn und Skepsis, um es nie zu unternehmen, unbewehrt mit Behauptungen seiner Eingebung vor die Öffentlichkeit zu treten. Das wenige, was seine Krankheit, was sein früher Tod ihm schriftstellerisch auf dem Gebiet der Historie abzuschließen gestattete, ist mit einer völligen Sicherheit des Handwerks, mit einer völligen Akribie gearbeitet, aber all dies bleibt bei ihm sekundär, und aus der strengen Haltung eines jungen Forschers bricht überall dasjenige heraus, was seine von allem Beiwerk unbeschwerte Eingebung ist. Die einleitenden Seiten zu der Biographie Georges de Montenachs enthalten die Stadt Freiburg im Üchtland mit solcher Stärke, daß, wenn man die Schrift aus der Hand legt, man innerlich um Schicksal und Wesen einer abgeschlossenen menschlichen Gemeinschaft bereichert ist. Das gilt von sämtlichen Arbeiten de Wecks, von dem Aufsatz über Louis d'Affry, den ersten Landammann der Schweiz, wie von dem Vortrag: « Fribourg au XVIIIe siècle ».

Aber all diese Schriften, der erste Beginn eines Lebenswerkes, das nicht entstehen sollte, wiegen leicht, gemessen an dem, was de Wecks Gespräch bedeutete. Hier war seine Gabe souverän, hier wirkte eine ständige Produktivität, der noch der ganze Glanz des achtzehnten Jahrhunderts zur Verfügung stand. Der Magister hat vielfach über den Weltkrieg hinaus seine Zunftschranken behauptet, und in seinem Kreise haben Streben und Besitzsinn nur anerkannt, was wägbar und konkurrenzierbar im Behältnis des gedruckten Wortes erscheint, für ihn mag ein solches Gespräch nur Verschwendung und Spiel bedeuten; wenn aber das langsam und zäh Erraffte einmal als Moder vom lang

verhaltenen Widerwillen beiseite geworfen wird, dann sind einzig das Gedicht und das beflügelte freie Wort unzerstörbar.

Marcel de Weck ist fast im selben Alter gestorben wie Franz Wambolt, und durch einen gemeinsamen Zug waren die beiden, die beinah als Antipoden erscheinen könnten, tief verbunden. Der eine war ein blonder Riese, unzerstörbar an Kraft, Leben und Tod galten ihm gleich. Der andere war ein Kranker, der am Leben, der Leistung, der Mitteilung mit äußerstem Willen hing, der einen Hausstand aufs glücklichste begonnen und ein Werk für die Zukunft bedacht hatte. Der eine war ein Schweiger, fast ein Unmündiger, die Worte waren ihm verächtlich, seinen Namen hätte er am liebsten mit einem Kreuz gezeichnet, alles lag in seinem Wesen, seinem Hiersein; der andere besaß die Sprache, das Wort, seine Reihen, seine Rhythmen, so wie ein anderer eine schöne Stimme besitzt; von der verstandesscharfen Unterscheidung bis zum leisen Lyrismus beherrschte er die Skala des Ausdrucks, durch eine völlig diskrete, gesteigerte, in allen Lagen geprägte Mitteilung war sein Wesen immer in Bewegung, bald nah, bald fern, bald entrückt, bald überscharf. Hinter Franz Wambolt war ein altes, versunkenes, fast mythisches Deutschland, Wälder und Weite; der Freiburger dagegen war so eins mit seiner engen, steilgebauten, kirchenreichen Stadt, oft schien es, es werde das Gemeinwesen, es würden die Jahrhunderte seiner Erfahrung durch ihn vernehmbar. Der eine war eine reisige, wehrhafte Gestalt, man hätte ihn zu Armin gestellt oder vor Troja, er wäre immer unter seinesgleichen gewesen; de Weck dagegen war urban bis in die letzte Faser, zeitlos in seiner lateinischen Urbanität, so wie seine kleine Heimat, die unter lauter anders gearteten Nachbarn sich mit der Phantasie trägt und große Fiktionen weit über die Wirklichkeit wert hält – bis dann die Zeit mit ihrem Zeitgeist jeweils erfüllt ist und die Fiktion wieder zur geltenden Wirklichkeit wird. Und hier an diesem Punkte nähern sich einander die beiden bis auf den Grund verschiedenen Gestalten, hier finden sie ihr Gemeinsames: beide haben sie ihre Gültigkeit in allen Zeiten, beide sind sie völlig gewachsen, anschaulich, ohne Begrifflichkeit, ohne Zufall, sie steigen aus altem Grund, als ewige Vertreter eines reinen Wesens sind sie abgeschlossen in sich, in der Höflichkeit ihres Herzens, und beide sind sie reif gewesen zu einer frühen Vollendung ihres Lebens. Ihr Zweiklang ist ein völlig reiner aus der Tiefe europäischer Gestalt.